



Der Lückenfüller

Sie suchen nach dunklen Familiengeheimnissen genauso wie nach verschollenen Erben: Ahnenforscher. In Österreich ist dieser Berufszweig noch weitgehend unbekannt.

Text: Mara Simperler



Dieser Tag ist wie für einen Spionagefilm gemacht. Draußen prasseln die Regentropfen ans Fenster, drinnen sitzt Géza Wiedemann vor seinem Computer. Er telefoniert, auf Deutsch, auf Ungarisch, vom vielen Abheben und Auflagen ist das Kabel seines schwarzen Telefons völlig verdreht. Auf den Glasplatten der Tische stapeln sich beige Aktenordner, markiert mit farbigen Klebebandern und Buchstaben. Wiedemann muss ein Geheimnis lüften, was heißt eines, hunderte, denn das ist sein Job. Denn Géza Wiedemann ist Genealoge.

Genealogie ist der wissenschaftliche Name für Familienforschung. Wiedemann schlüsselt Stammbäume auf, sucht nach den Spuren von ausgewanderten Verwandten und die Begünstigten von unklaren Erbhinterlassenschaften. Und das sind nur ein paar der Anwendungsgebiete. „Österreich ist ein toter Fleck, im Ausland ist unser Forschungsgebiet viel bekannter“, sagt Wiedemann. Die Historikerkanzlei, in der er arbeitet, hat fast in jedem Land der Welt Partner. Ein flächendeckendes Netzwerk ist notwendig in einer Branche, in der die kleinste Information der entscheidende Hinweis sein kann.

„In den Aufzeichnungen finden wir meist die Eckdaten eines Lebens: Geburt – Hochzeit – Tod. In meiner Arbeit geht es darum, diese Informationen zu verknüpfen“, erklärt der Genealoge. Wiedemann ist ein junger Mann, zu Sakko und Nadelstreifenhemd trägt er Jeans und Ledersneaker. Aber hingezogen fühlt er sich zu alten Dingen. In Wien und Rom hat er Geschichte und Psychologie studiert, gemerkt, dass es Spaß macht, sich in alten Dokumenten zu vertiefen und Zusammenhänge zu finden und das zum Beruf gemacht: „Ich war immer schon ein Fan von Kriminalromanen und Detektivgeschichten.“

Die Aufträge für seine Forschungen kommen aus vielen Richtungen. Notare, Hobbyforscher, Museen, Familienangehörige, sie alle kommen mit der Suche nach einem Menschen zu ihm. Und Géza Wiedemann findet die meisten. Am Anfang seiner Suche dominieren aber die Leerstellen. Oft kennt er nicht viel mehr als einen Namen. Das sind die Fälle, die den Historiker am meisten interessieren. Es ist eine Suche, bei der man sich von einer Information zur nächsten hantelt, bis diese sich wie die Fäden eines entstehenden Spinnennetzes nach und nach zu einem Ganzen zusammenfügen. Oder



wie Wiedemann sagt: „Man geht von den Toten aus und kommt irgendwann zu den Lebenden.“

Was für andere Menschen Alltagsgegenstände sind, sind für die Genealogen wertvolle Werkzeuge. Aufzeichnungen über Kinder, Verwandtschaftsverhältnisse oder sogar die Namen, die auf dem selben Grabstein stehen, können dazu führen, dass das Mosaik der Ahnenforschung Sinn ergibt. Im Besprechungszimmer der Kanzlei stapeln sich in einem Bücherregal Telefonbücher aus mehreren Jahrzehnten. Nicht nur augenscheinliche Informationen wie die Adresse oder eben die Telefonnummer geben diese Bücher preis, sondern auch darüber, wann jemand vermutlich geheiratet hat oder gestorben ist. Aber die Bedeutung der Quellen verändert sich: „Früher war fast jeder im Telefonbuch. Das ist heute nicht mehr so. Die Menschen ziehen sich mehr zurück.“

An diesem regnerischen Nachmittag muss Wiedemann in das Stadt- und Landesarchiv im Gasometer. An den Wänden des Lesesaals stehen karminrote Metallschränke, an ihren Schubladen angebracht sind Informationen wie „Verzeichnis der in Wien geborenen Knaben“ oder „Findelhausprotokolle“. Aus der Lade mit der Aufschrift „Kopfzettel der Gemusterten 1886-1901“ zieht Wiedemann jetzt einen Mikrofilm, den er in einen Projektor einlegt. Mit der rechten Hand kurbelt er, dass der Mikrofilm auf dem Bildschirm zu einem grauen vorbeirauschenden Flimmern verkommt, bis er findet, was er sucht. Es sind von da an nur mehr wenige Handgriffe. Ein Foto mit dem Smartphone und schon ist das nächste Puzzlestück in einen Fall eingefügt.



„Man geht von den Toten aus und kommt irgendwann zu den Lebenden.“

Géza Wiedemann (unten) lebt die Leidenschaft des Genealogen, sich in alte Dokumente zu vertiefen.

Fotos: Christoph Liebentritt

„Es ist ein schönes Gefühl, die Menschen glücklich zu machen. Egal ob es um eine Erbschaft geht oder um eine Information, die manche schon ihr ganzes Leben lang beschäftigt hat“, sagt Wiedemann über seine Motivation. In besonders langen Fällen entwickelt sich so etwas wie eine Beziehung zu dem Menschen, den er sucht. Man kann sich das so vorstellen, als ob man durch ein Fernglas guckt, aber erst langsam die richtige Schärfe einstellt. Genauso macht sich Wiedemann von seinen Fällen ein Bild, das aber erst klar wird, wenn er eine gesuchte Person dann tatsächlich ausfindig gemacht hat. „Diese Fälle merkt man sich“, sagt er, „es ist jedes Mal spannend, jemandem, den ich gesucht habe, tatsächlich gegenüber-

zusitzen und zu sehen, ob das Bild, das ich in meinem Kopf hatte, mit der echten Person übereinstimmt.“

Besonders Klienten, die selbst den Auftrag zu einer Suche gegeben haben, seien selbst oft sehr engagiert. „Manche bringen einen Packen alter Dokumente mit“, erzählt er. Und es gäbe Fälle, in denen schlussendlich ein einziger Name oder die Information über einen Ort für die Klienten das Ende einer lebenslangen Suche bedeute. „Früher wurden Kinder manchmal weggegeben, wenn die Eltern kein Geld hatten oder die Mutter allein-erziehend war. Sie kamen oft in Bau-ernfamilien unter und wissen bis heute nicht, wer ihre leiblichen Eltern sind“, sagt Wiedemann und fügt hinzu: „Da >



> merkt man, dass die Arbeit mehr ist als ein Stammbaum, der an der Wand hängt.“ In anderen Fällen wird er von einem Notar beauftragt, Erben zu finden, wenn jemand stirbt, aber keine nahen Verwandten mehr bekannt sind. Findet er Erben, muss ein Anruf von Wiedemann für manche klingen wie ein am Telefon verlesenes Spam-Mail: Gratulation, Sie haben geerbt. Manche wissen nichts von der Verwandtschaft zum Verstorbenen, andere halten es für einen Scherz. Entsprechend sei die Reaktion auch oft erstmals etwas kühl: „Viele Menschen sind anfangs skeptisch, wenn ich sie anrufe. Aber sie freuen sich natürlich, wenn sie tatsächlich ein Erbe bekommen.“ Das Märchen von den unentdeckten Millionen ist aber eher so eine Fabelgeschichte. Meist sind es kleinere Beträge, ein paar tausend Euro, doch auch diese summieren sich, erzählt Wiedemann: „Es fallen jährlich Millionen an den Staat, weil keine Erben bekannt sind.“

Die letzte Station dieses Arbeitstages ist ein altehrwürdiger Bau im achten Bezirk. Es ist die Kirche der Pfarre Alservorstadt, gegenüber dem Alten Allgemeinen Krankenhaus in der Alser Straße. Ihre Lage ist der Grund, weshalb sie für die Ahnenforscher so wichtig ist. Erst ab dem Zweiten Weltkrieg waren die Standesämter für die Registrierung von Geburt, Hochzeit und Tod zuständig.

Davor waren es die Kirchen, die darüber Buch führten. Und das ist wörtlich zu nehmen. Wiedemann beugt sich über ein Trauungsbuch, das gut einen halben Meter lang ist und dessen Leineneinband abgewetzt ist. Die Einträge sehen aus wie aus einem Poesiealbum, mit schwarzer Tinte schwungvoll geschriebene Buchstaben, die sich dennoch nur schwer entziffern lassen. Auch diese Bücher erzählen eine Geschichte über ihre Lücken. In den Geburtenregistern ist eine Spalte auffällig oft leer: dort, wo der Name des Vaters stehen sollte.

Für die nächsten Monate wird es das letzte Mal sein, dass Wiedemann in diesen Büchern blättern kann. Im Rahmen eines europaweiten Projekts werden die alten Bestände digitalisiert und der Öffentlichkeit verfügbar gemacht. Ein bisschen wehmütig macht ihn das schon: „Es macht ja auch einen Reiz dieser Arbeit aus, das Alter und die Geschichte dieser Dinge zu spüren.“ Der Tausch von Buch gegen Computer bedeutet aber auch eine Öffnung der Informationen für die breite Masse. Und vielleicht beginnen ja so mehr Menschen, nach ihren Wurzeln zu suchen. ┘

